

Historischer Verein und Geschichtswissenschaft – gestern und morgen¹

BERNHARD MANN

„Gestern“, damit meine ich die bald 200 Jahre seit der Gründung des ersten großen Historischen Vereins, der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ 1819. „Morgen“, das ist eine nur unsicher absehbare Zukunft von unbekannter Dauer. „Historischer Verein“ – das werde ich meist in den Plural setzen, wenn auch immer Ihr Verein mitgemeint ist, vor allem in meinem letzten Teil. Und unter „Geschichtswissenschaft“ verstehe ich mehr, als was wir professionellen Historiker in den Universitäten, Archiven und anderswo betreiben.

Mein Vortrag hat drei Teile: Zuerst will ich in ganz großen Zügen den Wandel des Verhältnisses von Historischen Vereinen und Geschichtswissenschaft zwischen 1819 und etwa 1960 skizzieren. Der zweite Teil gilt den Veränderungen, die ich selbst in meinen 40 Dienstjahren miterlebt habe. Zum Schluss will ich noch einige Gedanken vortragen, wie sich das Verhältnis von Historischen Vereinen und Geschichtswissenschaft heute und morgen gestalten könnte. All das wird so knapp geschehen müssen, dass vermutlich Ergänzungen gewünscht werden. Dafür stehe ich Ihnen später am Abend, im kleineren Kreis der daran Interessierten, gerne zur Verfügung. Doch nun zum Thema, zur Sache!

I. Historische Vereine und Geschichtswissenschaft

Was ich jetzt (im ersten Teil dieses Vortrags) über das Wechselverhältnis von Historischen Vereinen und Geschichtswissenschaft sage, steht unter dem Vorbehalt, dass es – wenn ich recht sehe – noch keine umfassende und gründliche Darstellung dieses Verhältnisses gibt. Das erlaubt mir, meinerseits eine etwas kühne These aufzustellen, die anfechtbar ist und das auch sein soll – wenn ich meinen eigenen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen will, muss ich sie als Frage formulieren:

„Lässt sich das Verhältnis zwischen Historischen Vereinen und Geschichtswissenschaft als eine innerwissenschaftliche Auseinandersetzung zwischen Realisten und Visionären, anders gesagt, als Diskussion der Frage verstehen, ob es die *eine* Geschichte gebe oder doch immer nur die vielen *Geschichten*, um das ‚Aber hier bei uns war es doch anders!‘“

¹ Um einige einleitende Worte gekürzter Festvortrag zum 125-jährigen Bestehen des Historischen Verein Heilbronn am 11. Oktober 2002

Ich werde im Folgenden so tun, als ob genau das das Problem sei, nicht, um es damit zu lösen, sondern um es vielleicht am Ende etwas klarer zu sehen und so zu seiner Lösung beizutragen.

Reinhart Koselleck hat uns in seiner Untersuchung des Begriffs „Geschichte“ gezeigt, dass dieses Wort – ohne „n“ – lange Zeit ein Plural war und erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zum Singular wurde.² Die Versuche, die ganze Geschichte (im Singular) als Einheit darzustellen, sind freilich viel älter. Karl Löwith hat auf die jüdisch-christlichen Wurzeln der „Weltgeschichte“ als Säkularisat des „Heilsgeschehens“ aufmerksam gemacht. Theologen, Philosophen und in ihrer Nachfolge Historiker (die auf ihren Lehrstühlen meistens auch noch die Rhetorik vortrugen) haben „Universalgeschichte“, „Geschichte der Menschheit“ gelehrt – ich muss aus unserm Bildungshaushalt nur die Namen Lessing, Herder und Schiller nennen. Meinen Studenten erzähle ich gern von dem Tübinger Geschichtsprofessor Uhland (einem Verwandten des Dichters), der noch am Ende des 18. Jahrhunderts vierstündig „Universalgeschichte“ las und von der Erschaffung der Welt immer nur bis zur Sintflut gekommen sein soll.

Aber bekanntlich gab es auch immer schon die vielen Geschichten, von Herodot und Thukydides bis zu Justus Möser oder Wolfgang Goethe und vielen andern, die über die „Geschichte von Osnabrück“ oder „der Farbenlehre“ schrieben (und dabei sehr viel Genaueres zu sagen wussten als die Universalhistoriker). Am Anfang des 19. Jahrhunderts und bis in sein letztes Drittel hinein war dann aber der Glaube an eine Einheit *der* Geschichte, wie sie etwa Hegel vertrat, auch bei denen unangefochten, die Einwände, die Wirklichkeit sei doch anders, nicht mit Hegels „umso schlimmer für die Wirklichkeit!“ abtaten, sondern hofften, dass sich die von ihnen ermittelten Tatsachen am Ende zu einer einheitlichen Wirklichkeit zusammenfügen würden, wenn sie nur lange und gründlich genug forschten. Diese *eine* Geschichte, die „große Erzählung“, wie man sie genannt hat, war das Ziel auch aller ihrer kleinen Erzählungen.

In diesem Sinne sahen sich die Initiatoren und Mitglieder der ersten Geschichtsvereine – der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ des Freiherrn vom Stein 1819 und bald vieler anderer – als wichtige Mitarbeiter beim Dombau einer künftigen deutschen Nationalgeschichte, als „Kärner“, die den „Baumeistern“ möglichst gut verwendbare „Bausteine“ verschaffen und zurichten wollten. Was alles dafür in Frage kam, hat der Sinsheimer Pfarrer Karl Wilhelmi 1844 in seiner alsbald gedruckten Rede bei der ersten Generalversammlung des Altertums-Vereins für das Großherzogtum Baden „Ueber die Entstehung, den

² KOSELLECK, Reinhart: Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen. In: DERS.: *Vergangene Zukunft*. Frankfurt a.M. 1979, S. 130–143; DERS.: *Geschichte*. In: BRUNNER, Otto et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 2. Stuttgart 1975, S. 593–718

Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine deutscher Zunge“³ im Einzelnen aufgezählt: Spuren der Kelten und Germanen, Reste der römischen Niederlassungen außerhalb des Limes, die ältesten Grabstätten und die Hinterlassenschaften der Hunnen, Slaven, Finnen, Türken, Araber und Letten. In der „mittleren Zeit“ – d.h. seit dem Beginn des „Deutschen Reiches“ – die Bauwerke, Trachten, Geräte, Münzen, Siegel, Wappen, Orden, Urkunden und andere Schriften, Sprichwörter, Märchen, Volkssagen, Volkslieder, „die Überreste alter Benennungen und Dialecte“, Orts- und Personennamen, Landesrechte „und die in historisch-antiquarischer Beziehung merkwürdigen Naturproducte der Vorzeit“. Aufgabe der Vereine sei die Registrierung, Katalogisierung und Kartierung der Funde, die Ausarbeitung von „topographisch-historische[n] Beschreibungen der einzelnen Dörfer und Städte“ und nicht zuletzt die Erhaltung und wo möglich Erlangung der verschiedenen Altertumsgegenstände. Die Funde sollten durch Anlage von Sammlungen (und Ausstellung in Vitrinen!) den Betrachtern zugänglich gemacht werden; auch eine Bibliothek, ein Münzkabinett (auch für Medaillen, Siegel und dergleichen) sei zu errichten. „Über alles Genannte“ sollte sich „die künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeit der Vereinsmitglieder“ in Zusammenkünften, Vorträgen, jährlichen gedruckten Vereinsberichten, Zeitschriften verbreiten.

Als „gleichsam lebendige Leiber“ für diese Tätigkeiten sollten die Vereine sich bilden, organisieren und Organe wählen, v.a. auch für den Jahresbericht und die Vereinszeitschrift. Jedes Jahr sollte eine Generalversammlung stattfinden. Für den zu entrichtenden Jahresbeitrag sollten die Mitglieder unentgeltlich den Jahresbericht und die Zeitschrift erhalten. Schließlich forderte Wilhelmi noch die Bildung (und Organisation) einer großen allgemeinen Gesellschaft aller Vereine, von denen in den letzten 30 Jahren in Deutschland mehr als 70 – er zählt sie alle auf – entstanden seien. Persönliches Kennenlernen auf Reisen gehe „über alle Schriften“, deshalb sollte auch alljährlich eine „allgemeine große Versammlung bald in Süd-, bald in Norddeutschland“ stattfinden.

Zwei Überlegungen dazu! Eine betrifft die räumliche und zeitliche Ausdehnung der Vereinstätigkeiten, die andere die Mitglieder schon dieser frühen Geschichtsvereine. Wilhelmi bezeichnet sich auf dem Titelblatt seiner Broschüre als „Ersten evangelisch-protestantischen Pfarrer in Sinsheim, Direktor der dortigen Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, Ehrenmitglied der historischen Gesellschaft in Freiburg im Breisgau und Ehrenmitglied des Ausschusses des Altertumsvereines in Baden, so wie teils wirkliches, teils Korrespondierendes, teils Ehren-Mitglieder von noch 28 andern Geschichts-, Al-

³ WILHELMI, Karl: Ueber die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine deutscher Zunge. Eine Rede bei der ersten General-Versammlung des Alterthums-Vereines für das Großherzogthum Baden. In Baden gehalten den 5. November 1844. Heidelberg 1844

tertums- und naturhistorischen Vereinen und Gesellschaften in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Dänemark und Island“.

In Island! – wie kommt Island dazu, das Interesse des Sinsheimer Theologen zu finden? Etwa als ein – man denke an die Altnordischen Sagas – „erzgermanisches“ Land, in dessen Altertum die Deutschen des frühen 19. Jahrhunderts noch nähere Auskunft über ihre eigene Vergangenheit finden zu können hoffen durften als im eigenen? Die Zeit nach dem Ende des 30-jährigen Kriegs 1648, die Wilhelmi ausdrücklich ausschloss, war verglichen damit reizlos. Und für einen loyalen Bürger des jungen Mittelstaats Baden vielleicht auch politisch nicht ohne Brisanz. Wie sollte man partikularstaatliche Realität und nationale Hoffnungen vereinbaren, ohne irgendwo oben irgendwie anzuecken?

Der Sinsheimer Verein dürfte viele Mitglieder gehabt haben, die keine Historiker vom Fach waren, und wurde von einem Nichthistoriker geleitet – wie wohl alle: Auch der Freiherr vom Stein war ja nicht unser Kollege! Im Zeitalter Goethes konnten in fast allen Wissenschaften auch die sogenannten Dilettanten noch aktiv mitspielen – man denke nur an den Arzt Robert Mayer, von Goethe oder Wilhelm von Humboldt zu schweigen. Und die Wissenschaft der Geschichte gehörte nun eben zu den faszinierendsten Wissenschaften jener Zeit.

Aber je länger desto mehr wurde auch die Historie immer professioneller betrieben, d.h. von in diesem Fach ausgebildeten und dieses Fach immer weiter ausbildenden Nur-Historikern. Zu den Dilettanten der Historischen Vereine kamen mehr und mehr auch die professionellen Historiker: Gymnasialprofessoren, Archivare und andere mehr. Aber je „professioneller“ das Fach Geschichte betrieben wurde, desto kritischer wurde das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Vereinen. Noch kritischer wurde es wegen des großen, immer irgendwie auch politisch motivierten Interesses vieler professioneller Historiker gerade an der Zeit, die Wilhelmi und mit ihm die meisten Geschichts- und „Altertumsvereine“ bewusst außer Acht ließen, der eigenen und ihrer unmittelbaren Vorzeit, der „neueren und Zeitgeschichte“, wie das heute heißt. Spätestens seit 1848/49 rückte ins Zentrum des historisch-politischen Interesses die nationalstaatliche Einigung Deutschlands nicht so sehr aus den Kräften des Volkes, sondern durch die Machtpolitik Preußens, eines Staates, dessen interessante Geschichte nicht in der germanischen Vorzeit oder im hohen Mittelalter begann, sondern eben 1648.

Auch Leopold Ranke, großer Neuerer in der wissenschaftlichen Behandlung des Fachs und vor allem dessen wirkungsmächtiger Organisator, war in erster Linie „Neuhistoriker“, der – in einer Zeit ausgebildet, als „Geschichte“ noch nicht eigentlich studiert werden konnte – von der Klassischen Philologie und von der Theologie herkam, und durch beides in seiner Arbeit als Historiker stark geprägt war. Texte hielt er für die eigentlich maßgeblichen Quellen historischer Erkenntnis, nicht das, was Wilhelmi und seinesgleichen sammelten und in Vitrinen zugänglich zu machen suchten. Mit der Akribie des Philologen war, wie er glaubte, allein schon aus den Texten ein „objektives Bild“ vergangener Wirklichkeit zu

gewinnen, wobei „objektiv“ auch noch anderes bedeutete als bloß saubere Textarbeit unter Absehung von allem Subjektiven, von Ranke noch weiter verengt auf die Geschichte der „romanisch-germanischen Völker“, also Europas und seiner Außenlande; wirklich wichtig war nach seiner Überzeugung die Geschichte „der großen Mächte“, der fünf Nationen, die in seiner Zeit in ihrem Zusammen- und Widerspiel Europa und die Welt beherrschten: Frankreich, England, Russland, Österreich und Preußen. Für die Geschichte einer Stadt, einer Landschaft war in diesem Spiel von Macht und Mächten, der großen Männer und der großen Ideen kein Platz.

Schon deshalb hat Ranke nicht mit den Dilettanten in den Geschichtsvereinen, sondern mit den Mächtigen seiner Zeit Verbindung gesucht, was seine berufliche Karriere nicht negativ beeinflusste und seinen wissenschaftsorganisatorischen Einfluss beträchtlich erhöhte. Sein Rat war an vielen Stellen gesucht, wo Professuren zu besetzen waren, und natürlich empfahl er seine Schüler. Sein gutes Verhältnis zu Max von Bayern, dem er auch eine berühmt gewordene Privatvorlesung „über die Epochen der neueren Geschichte“ hielt, führte 1858 zur Gründung der bis heute tätigen „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“. So beeinflussten schließlich Ranke und seine Schule den wissenschaftlichen Betrieb mindestens der neueren Geschichte in Deutschland stärker als alle Konkurrenten, und die Bestrebungen der „borussischen Historiker“ verstärkten seine Grundtendenz noch. Die nationalen Bestrebungen gerade der auch wirtschaftlich dynamischen Schichten kamen dem sehr entgegen: Historie, die Neuhistorie zumal, hatte sich mit dem Werden und Wachsen des nationalen Machtstaats und mit der Machtpolitik nationaler Staaten zu befassen, dazu mit den Ideen, von denen „die Geschichte“ vorangetrieben wurde; die „Wirklichkeiten“ der Historischen Vereine wurden irrelevant, waren „Geschichten“ eben, nicht „Geschichte“! Es war wohl kein Zufall, dass Rankes Nachfolger auf seinem Berliner Lehrstuhl Heinrich von Treitschke war.

Selten einmal ist der Zusammenstoß dieser einen „großen Erzählung“ mit den kleineren „Geschichten“ der Historischen Vereine so klar dokumentiert wie in der kleinen Auseinandersetzung, die ich Ihnen im Folgenden vortragen will. Sie hat für uns den Reiz, dass auf dem Titelblatt des einen Kontrahenten „Heilbronn 1883“ steht, und dass dieser nachmalige „große Mann“ der württembergischen Kirchengeschichte damals Pfarrer in Bächlingen an der Jagst war: Gustav Bossert.⁴ Er antwortete hier auf die Schrift eines heute vergessenen Gießener Historikers Georg Haag mit dem Titel „Die Territorial-Geschichte und ihre Berechtigung“⁵ (1882), der die frühere Sehnsucht der Deutschen „nach der Scholle, auf der seine Wiege gestanden, nach dem Dialekt, den Sitten und Gebräuchen seiner

⁴ BOSSERT, Gustav: Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft. Heilbronn 1883

⁵ HAAG, Georg: Die Territorial-Geschichte und ihre Berechtigung. Gotha 1882

engeren oder engsten Landsleute, nach der landschaftlichen Physiognomie seines heimischen Gaues“ durch die Tatsache des neuen Deutschen Reiches und seiner nationalen Einheit als überholt bezeichnete. Die große Mobilität der Deutschen – „weit über die Hälfte unseres Bürgerstandes“, so behauptete Haag, ändere „jetzt im Laufe eines Menschenalters seinen Wohnsitz“ – habe die Pflege des „provinziellen ‚Antiquitätenkrams‘“, wie sie die Historischen Vereine sich zur Aufgabe machten, unnötig, ja lächerlich gemacht. Und nicht nur das: auch gefährlich nicht nur für das Zusammenwachsen der Nation, auch für die Wissenschaft. „Das Übel des Dilettantismus, unter dem unsere historischen Vereine leiden“, mache die Lektüre der „Provinzialzeitschriften“ so unerquicklich. „Im besten Falle“ fänden „sich da neben überflüssigen Verwässerungen früherer Forschungen, neben wertlosen Stoffsammlungen oder Stoffpublikationen methodisch korrekte Monographien tüchtiger Lokalforscher“, die aber nur gedruckt würden, „um niemanden vor den Kopf zu stoßen, um diese oder jene in ihren Kreisen einflußreiche Männer der Vereinstätigkeit zu erhalten“. Berechtigt seien solche Forschungen und Publikationen aber nur, wenn sie einen Beitrag zur besseren Kenntnis der nationalen Geschichte leisteten, als Teil der „*einen* großen Erzählung“ also. Nur so könnte die Territorialgeschichte zur geistigen Gesundheit der Nation beitragen, lehrte sie den Deutschen, „das noch Seiende als ein Gewordenes [zu] begreifen“ und „sich stimmen [zu] lasse[n] zu jener Bescheidenheit, die das Leben des Einzelnen so völlig abhängig weiß von dem ihn umgebenden Volkswesen“.

Es fällt auf, dass Bossert in seiner Entgegnung – „die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft“ – die Lokal- und Territorialgeschichte nur eher nebenbei verteidigt. Hält er das nicht für nötig oder fehlen ihm die schlagenden Argumente? Glaubt auch er – wie die allermeisten – an die *eine* „große Erzählung“, zu der er und seinesgleichen, zu der also die Historischen Vereine nur die eine oder andere Korrektur oder Ergänzung beitragen können? Ist seine Unterscheidung von „Kärnern“, also Helfern, und Baumeistern nur ein Topos der Bescheidenheit, oder ist das Verhältnis der beiden doch ein anderes?

Interessanter erscheint mir, dass Bossert den Spieß umdreht und den hohen Herren der Wissenschaft Missachtung oder doch Nichtbeachtung der Arbeit der Historischen Vereine und ihrer produzierenden Mitglieder vorwirft. Sie seien höchst selten für einen Vortrag zu gewinnen, die Herausgeber der Vereinszeitschriften bäten in der Regel vergeblich um ein Manuskript, sie täten auch nichts, um den Forschern draußen im Land den Weg in die Archive zu ebnen. Die Zentralisation des Archivwesens seit 1806, als die Archivalien vieler annektierter Gebiete in die Archive der Hauptstädte verbracht wurden, nütze zwar den Professoren, erschwere es aber dem Lokalforscher, der wegen Dokumenten zur Geschichte seines Ortes oder seiner Region in die oft ferne Hauptstadt reisen müsste – und das oft nicht könne, weil er seine Arbeit ja meistens neben seiner Berufsarbeit leiste.

Bosserts Bitte um ein – im Wortsinn! – Entgegenkommen der professionellen

Wissenschaftler, der Universitätshistoriker, war, wenigstens was die Neuhistoriker angeht, so gut wie erfolglos. Und was nun von Staats wegen für die Förderung der Lokal- und vor allem der Territorialhistorie geschah, nahm den Historischen Vereinen eher Aufgaben weg als dass sie deren Bemühen um die Wissenschaft neuen Auftrieb gegeben hätte. Niemand wird in der heutigen Organisation der „Monumenta Germaniae Historica“ noch die ursprüngliche Konzeption eines Historischen Vereins vermuten; die Münchener Historische Kommission war von Anfang an eine Sache des Staates und der Universitätsmänner, und wohl keine der heutigen außeruniversitären Forschungseinrichtungen wird noch von einem Historischen Verein getragen. Wenn es hoch kommt – Württemberg ging hier mit gutem Beispiel voran – gehören Vertreter solcher Vereine wenigstens den verschiedenen (praktisch staatlichen) „Kommissionen für geschichtliche Landeskunde“ (oder wie sie jeweils heißen) an. Viele der ursprünglichen Aufgaben der Historischen Vereine werden von städtischen Archiven professionell erfüllt.

Wenn ich im Folgenden die Arbeit der Vereine auf bloße Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse, auf Pflege des historischen Sinns und auf „Heimatkunde“ in einem positiven Sinn reduziere, dann weiß ich, dass das eine nicht ganz gerechte Simplifikation ist. Aber die Tendenz war schon vor dem Ersten Weltkrieg so und wurde nach dem Krieg, immer im Blick auf die „neuere und Zeitgeschichte“, kaum anders. Was sollte auch ein lokaler Verein für die Frage nach der „Kriegsschuld“ beitragen, deren Zurückweisung die Fachhistoriker nach 1919 als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachteten? Auch nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Orts- und Heimatgeschichte, also auch die Historischen Vereine, an sich sehr wohl an einer Antwort auf die peinliche Frage hätten arbeiten können, wie „Hitler und Auschwitz“ geschehen konnten, blieben sie lange, allzu lange stumm. Individual- wie kollektivpsychologisch ist das leicht zu erklären: Es fällt gerade im kleineren, überschaubaren Kreis noch schwerer als im Großen, die Mauern des „kollektiven Beschweigens“ zu durchbrechen. Und immer noch, auch noch in den 1950ern, als ich studierte, war Landes- oder gar Lokalgeschichte etwas, womit sich der normale Neuhistoriker nicht beschäftigte. Die „großen Erzählungen“ und selbst die „eine große Erzählung“ war immer noch das Ziel historischer Erkenntnis, und auch die „kleinen Erzählungen“ wie etwa Otto Brunners höchst lesenswertes Buch über „Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612 – 1688“⁶ oder Wolfgang Köllmanns „Sozialgeschichte der Stadt Barmen im 19. Jahrhundert“⁷ strebten diesem Ziel zu. Solche Werke sind praktisch nur von Historikern zu schaffen, die sich – als Doktoranden usw. oder fest angestellt – professionell dieser Arbeit widmen können.

⁶ BRUNNER, Otto: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg, 1612 – 1688. Salzburg 1949

⁷ KÖLLMANN, Wolfgang: Sozialgeschichte der Stadt Barmen im 19. Jahrhundert. Tübingen 1960 (Soziale Forschung und Praxis, 21)

Sind also aus der Sicht „der Wissenschaft“ (in Anführungszeichen!) die Historischen Vereine für immer zum Dilettantismus verurteilt? Müssen sie sich damit zufrieden geben, historisch interessierte Laien zusammenzubringen, ihnen von Zeit zu Zeit Gelegenheit zu geben, das eine oder andere Ergebnis „der Wissenschaft“ zu hören oder zu lesen, Exkursionen durchzuführen und so dazu beizutragen, dass der Sinn für Geschichte in unserer Gesellschaft nicht völlig verkümmert? Einmal davon abgesehen, dass das alles nicht gerade wenig ist – die Historischen Vereine dürfen hoffen, auch „morgen“ der Wissenschaft zu dienen, gewiss nicht so, wie sie das in dem Menschenalter zwischen 1819 und 1848 taten, aber gewiss mehr, als am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts zu erwarten war. Um diese Zuversicht etwas zu begründen, will ich in einem zweiten Teil meines Vortrags in aller gebotenen Kürze auf neuere Tatsachen des Wissenschaftsbetriebs eingehen, bevor ich dann im dritten und Schlussteil versuche, einige konkretere Anregungen für die Arbeit der Vereine zu geben.

II. Über eine Verwandlung der Geschichtswissenschaft im letzten Menschenalter und über die heutige Krise der Universitätshistorie

Es ist im folgenden zweiten Hauptteil über zweierlei zu sprechen: zum einen über eine fundamentale Veränderung in der Geschichtswissenschaft seit etwa 30–40 Jahren, zum andern über eine schwere Krise vor allem der Universitätshistorie in jüngerer Zeit. Beides hängt so eng zusammen wie die sieben mageren Jahre in Josephs Traum mit den sieben fetten Jahren zuvor – mit einer vorher unvorstellbaren Vermehrung der Geschichtsstudenten und -dozenten an den Universitäten.

Dem Materialismus will ich auch in der Wissenschaftsgeschichte nicht das Wort reden. Aber die Diversifizierung meines Fachs „neuere und Zeitgeschichte“, wie sie in der von mir selbst erlebten Zeit stattgefunden hat, wäre doch ohne die „fetten Jahre“ kaum oder doch sehr viel weniger leicht möglich gewesen. Georg Picht hatte die „Bildungskatastrophe“ ausgerufen und die Universitäten sollten nun auf Teufel komm raus Lehrer ausbilden. Zu Fachhochschulen ließen sie sich trotzdem nicht machen, hielten vielmehr an der „Einheit von Forschung und Lehre“ fest, d.h. an dem Anspruch, die Studierenden durch Teilnahme an der „wissenschaftlichen Arbeit“ zu *bilden*, anstatt sie für ihren künftigen Beruf *auszubilden*, und konsequenterweise an der Forderung, dass an der Universität niemand lehren solle, der nicht forsche. Es entstand also ein ungleich größeres nicht nur Lehr-, sondern auch Forschungspotential, Bedingung der Möglichkeit einer Ausweitung auch der Forschungsgebiete und von Innovationen in den wissenschaftlichen Methoden.

Es sind meistens eher die Jungen, von denen der „Fortschritt“ vorangetrieben wird. Nun gab es auf einmal in der Geschichtswissenschaft so viele Junge wie niemals zuvor, und sie hatten Freiräume wie keine Generation vor ihnen – glückliche 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts! Das Ende der Nachkriegszeit, symbolisiert und befördert durch die „Achtundsechziger“, beflügelte den Willen, diese Freiräume zu nutzen. Nicht wenige von uns meinten, andere als die bisherigen „großen Erzählungen“ seien richtiger, und bemühten sich, Karl Marx oder Max Weber folgend, die Geschichte zur „historischen Sozialwissenschaft“ zu machen; sie sammelten sich in der neuen Universität Bielefeld und an manchen andern Orten, begründeten eine neue Zeitschrift mit dem programmatischen Titel „Geschichte und Gesellschaft“ und sorgten auf jeden Fall dafür, dass bisher unbeachtete große Wirklichkeitsbereiche in das Blickfeld auch der Neuhistoriker kamen. Andere hielten es mehr mit den „kleinen Leuten“, den Unterdrückten und Opfern – immer eine ehrenvolle Aufgabe der Historie! –, was viele kleine Gegengeschichten gegen die großen Erzählungen implizierte. Sie beschäftigten sich mit der Geschichte nicht mehr nur der „Arbeiterbewegung“, sondern mehr noch der Arbeiter selbst (und bald auch der Arbeiterinnen), mit der Geschichte von Frauen (und nicht mehr nur der organisierten Frauenbewegung). Da spielte viel manchmal peinliche Scheinidentifikation mit hinein: Mit öffentlichen Mitteln finanzierte „Studis“, die sich für Proletarier hielten und Weltrevolution machen wollten, höhere Töchter, die ihren Müttern seelenruhig die ganze Hausarbeit überließen und nun ihr Herz für Dienstmädchen entdeckten, die ihrer Meinung nach in aller Regel vom Hausherrn sexuell missbraucht wurden, kaum Freizeit und noch weniger Geld hatten und mit ihrer Schufterei den Hausfrauen ermöglichten, den ganzen Tag am Klavier, am Stickrahmen oder lesend auf dem Sofa zu sitzen, Einkäufe zu machen oder mit anderen Hausfrauen Kaffee zu trinken. Ich karikiere eine Phase, die zum Glück bald überwunden wurde, als man erkannte, dass die Wirklichkeit ganz anders gewesen war.

Da für diese neuen „Geschichten“ auch neue Quellen zu suchen und manchmal erst zu schaffen waren, mussten auch hier neue Ansätze entwickelt werden: „Alltagsgeschichte“, Interviews mit Älteren („Oral History“) und anderes mehr. Die Geschichte der jüngeren Vergangenheit, d.h. der Eltern- und Großelterngeneration wurde, gewiss oft in recht verletzender Weise, zum Gegenstand von Nachfragen und Forschungen gemacht, was dann wieder in ganz andere Erkenntnisbereiche und zur Benutzung ganz anderer „Hilfswissenschaften“ führte – zur „Psychohistorie“ etwa, aber auch zur Erzählforschung, um nur diese zu nennen.

Und all das war nur durch räumliche und zeitliche Eingrenzung des Untersuchungsgebiets zu leisten: Die Geschichte von kleineren Einheiten, Städten, Dörfern, kleineren Regionen, kürzeren Zeiträumen wurde zur Alternative der „großen Erzählungen“ von „Modernisierung“, „Industrieller Revolution“ und wie sie alle heißen. Zum selben Ergebnis kam auch das ganz normale Misstrauen des von Berufs wegen „kritischen“ Historikers, der nach den Dokumenten fragte, auf

denen die „großen Erzählungen“ aufgebaut sein sollten, und oft nur andere „große Erzählungen“ fand, gut formulierte Plausibilitäten statt handfester Belege. Quellenarbeit ist ein mühsames Geschäft, und desto mühsamer, je genauer man es wissen will – schon das zieht solchen Forschungen enge zeitliche und räumliche Grenzen. Ein schönes Beispiel für diese neuen Wege ist die 2002 erschienene Arbeit von Elke Koch über Männer und Frauen in Heilbronn zwischen 1900 und 1918.⁸

Der Einwand gegen diese neuen Historien liegt sehr nahe: Herrscht hier nicht völlige Beliebigkeit? Wird hier nicht auch „die nicht-wissenswerte Geschichte“ erforscht, und vielleicht nur deshalb, weil Forscherinnen und Forscher Neues bringen sollen und das Wichtigere Neues kaum mehr hergibt? Wenn man auf dem Standpunkt *der* Geschichte steht, wie sie etwa Ranke betrieben hat, ist gegen diesen Einwand oft sehr schwer oder gar nicht anzukommen. Aber muss man sich auf ihn stellen? Lohnt sich nur das Studium *der* Geschichte, oder ist nicht das Studium des Geschichtlichen, für das im 19. Jahrhundert dezidiert nur – aber immerhin – Jacob Burckhardt in Basel eintrat, genau so lohnend, ist es nicht sogar wichtiger als das andere?

Ich will meine Antwort auf diese Frage für den Schluss aufsparen und zur gegenwärtigen Krise der Geschichtswissenschaft (an den Universitäten und auch anderswo) übergehen. Sie ist zunächst äußerlich, aber vielleicht nicht nur äußerlich. Sie ist bedrohlich – aber sie scheint mir auch manche Chance zu eröffnen. Über die tieferen Gründe der Krise kann und will ich wenig sagen. Stattdessen will ich einige Tatsachen und Beobachtungen vortragen, die einigen von Ihnen möglicherweise nicht so gegenwärtig sind wie einem, der mitten drin steht oder steckt. Am deutlichsten und am bekanntesten ist, dass die Studierenden des Fachs Geschichte – ihre Zahl nimmt kaum ab – von Jahr zu Jahr geringere Chancen haben, einmal beruflich als „Historiker“ zu arbeiten. Auch wenn, nach langen Jahren, jetzt wieder Gymnasiallehrer (und selbst für das stark reduzierte Schulfach „Geschichte“) eingestellt werden, kann sich das rasch ändern.

Die Reaktionen auf diese Aussichtslosigkeit sind verschieden: ein minimalistisches Studium, das sich auf den Erwerb der „Pflichtscheine“ reduziert, bei den einen. Andere machen so viele Praktika, wie sie irgend können, um ihre Einstellungschancen zu erhöhen. Wieder andere streben in ihrem Studium nach dem Ideal von Humboldts Universität. So dumm war ja Humboldts Gedanke nicht, dass der Mensch seine Fähigkeiten möglichst vielseitig ausbilden müsse und dann schon Gelegenheit finden werde, sie anzuwenden. In einem klug angelegten Geschichtsstudium kann man vieles lernen, was an vielen Stellen zu gebrauchen ist, und die heutigen Berufe nicht weniger unserer Absolventen zeigen, dass das keine

⁸ KOCH, Elke: Frauen – Männer – Stadtgesellschaft. Heilbronn und die „Frauenfrage“ von 1900 bis 1918. Heilbronn 2002 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, 12)

bloß theoretische Meinung ist. „Macht, was ihr am liebsten wollt, und macht das möglichst gut – an gebildeten und zugleich engagierten Menschen war noch nie ein Überangebot!“ – das ist vielleicht nicht der schlechteste Rat.

Die Universitäten – oft mehr die Institutionen als die Individuen – setzen vielfach auf eine gewisse Verfachhochschulung, erfinden immer neue und immer speziellere Studiengänge, lassen sich auf die Forderung ein, in sechs Semestern „berufsqualifizierende Abschlüsse“ zu vermitteln (keine Angst, das probiert man nur mit Historikern und dergleichen unnützem Volk, nicht mit Medizinern!), tun alles Mögliche, um „die Lehre“ zu verbessern, und reglementieren im Übrigen wo immer sie können: durch Studienpläne, Zwischen- oder gar Semesterprüfungen, Festlegung von „Regelstudienzeiten“ und was sonst noch. Es gibt allerlei Anreize, die auch als Strafen eingesetzt werden können: Geld, das man vorher den Universitäten genommen hat, wird nobel als „Landeslehrpreis“ an besonders tüchtige und engagierte Didaktiker zurückgegeben. Schlimmer sind die neuen „Schlüssel“ für die Finanzierung der verschiedenen Fakultäten. Sie bekommen mehr oder weniger Geld, je nachdem, wie viele oder wie wenige „Drittmittel“ – Gelder der Industrie oder von Förderinstitutionen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der VW-Stiftung usw. – sie eingeworben haben und wie viele oder wenige „Studienabschlüsse in der Regelstudienzeit“ sie vorzuweisen haben. Anders ist wohl aus Sicht der Bürokratie keine Effizienz in die „im Kern verrottete Universität“ (so sagt sie) hineinzubringen.

Die Reaktion der Forscher und Lehrer in den Universitäten ist unterschiedlich. Viele versuchen einzeln oder auch im Verband ihrer Fakultät diese Zumutungen subtil zu unterlaufen oder zu sabotieren, andere machen ein Stück weit mit, „um Schlimmeres zu verhüten“. Das Ergebnis ist im Großen und Ganzen das selbe: „Forschung“ wird immer mehr als eine zweit- oder drittrangige Aufgabe der Universität betrachtet, wo sie doch die wichtigste ist oder sein sollte!

„Lehre statt Forschung“ – das ist *ein* Teil der Krise gerade auch in unserm Fach. Dabei wird, wie man gerechterweise einräumen muss, die Forschung nicht gerade wenig gefördert. Freilich ganz überwiegend auf eine Weise, die für das eigentliche Ziel der Forschung, nämlich Neues zu entdecken, nicht ohne unerwünschte Nebenwirkungen ist. Forschungsförderung geschieht heute in erster Linie durch projektgebundene Mittel oder in Institutionen, die – wie die „Sonderforschungsbereiche“ oder die „Graduiertenkollegs“ – Innovation nicht unbedingt fördern und gelegentlich eher behindern. Am gravierendsten ist wohl, dass ein Antrag auf Forschungsförderung desto größere Chancen auf Bewilligung hat, je einleuchtender er ist. Nun ist leider gerade das wirklich Neue nicht immer einleuchtend, schon gar nicht für die Gutachter, die meistens Experten auf diesem Gebiet sind. Außenseiter sehen manchmal mehr als die, die ohnehin schon alles wissen und es nur noch etwas genauer wissen wollen. Auch ist bei wirklich neuen Fragen die Gefahr viel größer, dass es für sie keine oder noch keine erreichbare Antwort gibt, dass also Geld (und oft nicht wenig Geld) ohne Ertrag aufge-

wandt wird. Mancher Nutzen stellt sich erst nach Jahren ein, zu spät in den Augen der Forschungsförderer!

Eine immer größer werdende, aber zum Glück bisher noch nicht tödliche Gefahr ist die Entmutigung der jungen Forscherinnen und Forscher, des Nachwuchses. Heute sitzen viele nach ihrer ersten Abschlussprüfung (Staatsexamen oder Magisterdiplom) an einer „Doktorarbeit“, weil sie sich als Promovierte größere Berufschancen ausrechnen. Aber immer wieder wird den Doktoren jemand vorgezogen, der den Doktorgrad nicht erworben, aber jünger und möglicherweise auch weniger anspruchsvoll ist. Wann wird das für viele Interessenten ein Grund sein, auf eine Promotion zu verzichten?

Wie vor kurzem mitgeteilt wurde, hat nur jeder achte oder neunte der fast 300 im Fach Geschichte noch „unversorgten“ habilitierten Historikerinnen und Historiker die Chance, eine Professur zu bekommen. Viele der Stellen, die frei werden, weist man anderen, „nützlicheren“ Fächern zu oder spart sie gleich ein.

Auch den einige Jahre lang eingestellten „Juniorprofessoren“ ist die Fortsetzung ihrer Laufbahn nicht garantiert. Wenn sie nach sechs mit einem beträchtlichen Lehr- und Prüfungsdeputat, Gremienpflichten und der Arbeit an weiteren Publikationen verbrachten Jahren keine Dauerstelle bekommen, sind sie zu entlassen. Ich weiß nicht, ob ich dieses Risiko eingegangen wäre – vom Kindergeld können Sie keine Familie ernähren. Wie gesagt: Noch ist der Eifer, Doktorarbeiten zu schreiben oder gar Dozent/in zu werden, groß; wie lange wird das so bleiben? Dabei wissen wir doch, dass ein beträchtlicher Teil der historischen Forschung von Nachwuchswissenschaftlern geleistet wird, denen das Leben immer schwerer gemacht werden wird. Was wird aus der Vielfalt der Themen und Gebiete, was aus der hohen Qualität der allermeisten Arbeiten werden? (Sie ist heute mindestens in meinem Fach deutlich höher als zu der Zeit, als ich meine Dissertation schrieb!)

Wir werden dem Rad nicht in die Speichen fallen können. Der Mammon hat unsere Welt fest im Griff, die euphemistisch sogenannten „Lebenswissenschaften“ (deren Ergebnisse den Vorteil haben, zu Geld gemacht werden zu können) stehen in exponential höherem Ansehen als die Wissenschaften vom guten und richtigen Leben, zu denen die Historie ohne Zweifel gehört. Wir wollen auch keine Kämpfe wagen, in denen wir nur verlieren können. Noch können wir Freiräume nutzen, aber die Geschichtswissenschaft an den Universitäten ist in rauhe Gewässer gekommen, untergehen muss sie deshalb noch lange nicht. Und die Historischen Vereine – womit ich zum letzten Teil meines Vortrags komme – können ihr beim Überleben helfen.

III. Historische Vereine und Geschichtswissenschaft – „morgen“

Im dritten und letzten Teil meines Vortrags möchte ich Ihnen einiges zum Verhältnis von Historischen Vereinen und Geschichtswissenschaft „morgen“, d.h. in der noch unbekannt, aber vielleicht doch absehbaren näheren Zukunft zu bedenken geben, was mich seit längerem bewegt. Was können die beiden füreinander tun? Was könnte eine intensivere Zusammenarbeit für die Mitglieder der Vereine bedeuten?

Zunächst einmal: Das geistige und das politische Klima für die Geschichtswissenschaft (und vielleicht auch für die Beschäftigung mit Geschichte und Geschichtlichem) ist sehr rauh geworden – Unwetter drohen. Deshalb wäre das erste Gebot für alle, denen Historie irgendwie am Herzen liegt, also für uns alle hier, zusammenzurücken wie die Schafherde im Gewitter. Wenn wechselseitige Ignoranz, Misstrauen, Eifersüchteleien, so es sie denn irgendwo gibt, so gut es irgend gehen mag, abgebaut werden, haben alle Mitspieler an unsern schönen Spielen größere Chancen: die jungen und alten Historiker in den Hochschulen, Archivare und Museumsleute, die Volkshochschulen, die Historischen Vereine und wer sonst noch. Vertrauensvolle Zusammenarbeit über alle mentalen Grenzen hinüber tut Not. Die „öffentliche Hand“, also die Verwalter der Steuergelder werden wohl immer weniger für die wissenschaftliche Historie übrig haben. Das wird sich wohl auch immer stärker in den Städten fühlbar machen, die heute noch für „ihr“ Archiv, „ihren“ Historischen Verein und manches Projekt ein offenes Ohr und eine offene Hand haben. Es ist nicht auszuschließen, dass hier – wie im größeren Teil des 19. Jahrhunderts – die Opferbereitschaft der Bürger gefragt sein wird, also – wie damals – auch und gerade der Mitglieder der Historischen Vereine. Die Steuergesetzgebung, die kaum geändert werden wird, solange Parteispenden noch steuermindernd geltend gemacht werden können, legt es in unsere Hand, einen Teil unseres Geldes (unsere Spenden und Steuervorteile) zielgenauer einzusetzen.

Die Historiker in den Hochschulen brauchen zweitens eine Basis im Land, eine Lobby, eine Hausmacht. Je mehr einigermaßen einflussreiche Bürger (und seien sie nur als „Meinungsführer“ gefragt) sich für die Historie einsetzen, desto mehr werden auch die Politiker an ihr Interesse zeigen und für sie etwas tun. Auch hier sind die Mitglieder der Historischen Vereine gefordert, umso mehr, als ihnen nicht vorgeworfen werden kann, sie sprächen nur pro domo und nur für ihre eigenen partikularen Interessen. Es sollte wieder Gemeingut werden, dass Geld nicht alles ist, dass eine Gesellschaft auch ihre „Geschichtskultur“ kultivieren muss und nicht nur die „Aktienkultur“.

Wir, und unsere Studierenden und Absolventen noch mehr als wir Alten, brauchen auch Ihre kritische Begleitung. Lassen Sie die jungen Leute zu sich kommen, damit sie Ihnen vortragen, was sie erforschen, und diskutieren Sie mit

ihnen darüber. Die etablierten Historiker in Heidelberg, Würzburg, Tübingen oder sonstwo werden Ihnen gewiss immer gute Vorschläge machen können. Die jungen Leute ihrerseits werden Ihnen dankbar sein, wenn ihre Beiträge in Ihren Publikationen veröffentlicht werden können – was vielleicht, ja wahrscheinlich wiederum finanzielle Opfer Ihrerseits voraussetzt. Ein Organ wie Ihr „Jahrbuch“ ist keine „Adresse“, derer man sich schämen müsste. Zu denken wäre auch an die Auslobung von Preisen oder gar von Stipendien, die nicht groß sein müssen, aber doch Anerkennung und Ermunterung signalisieren. Ganz besonders schön fände ich, wenn Sie auch Etablierte so ehren könnten, dass Sie ihnen einen wie großen oder kleinen Geldbetrag auch immer mit der Maßgabe zur Verfügung stellten, dieses Geld nicht für sich selber zu verbrauchen, sondern damit irgendein Forschungsprojekt zu fördern, das die Geehrten für förderungswürdig halten – ohne Rechenschaftspflicht und Erfolgszwang, à fonds perdu sozusagen. Gerade kühne Gedanken sind oft schwer umzusetzen, und die übliche „Drittmittelförderung“ neigt dazu, nur „sichere“ Projekte zu fördern, was den Fortschritt der Erkenntnis eher verlangsamt als beschleunigt.

Wir unsererseits können und sollten die Mitglieder der Historischen Vereine zu eigener im eigentlichen Sinne „wissenschaftlicher Arbeit“ ermutigen. Seitdem nicht mehr nur die „großen Erzählungen“ zählen, gibt es auch für die Dilettanten wieder viel zu tun. Wenn ich für mein Fach sprechen darf: gerade auch in der Geschichte der jüngeren Vergangenheit, des 19. und des schrecklichen 20. Jahrhunderts. Es gibt hier viele wichtige „Geschichten“, für deren Erforschung noch viel getan werden muss. Ich kann das hier nicht weiter ausführen. Ich denke, wir werden uns der Pflicht, Sie hier zu beraten, nicht entziehen, wenn Sie uns darum bitten.

Ich kann Ihnen noch mehr versprechen: Die Beschäftigung mit Geschichtlichem, das Nachvollziehen des Zusammenhangs von Beharren und Innovation, des geschichtlichen Wandels durch die Entscheidungen der handelnden und leidenden Menschen, bereichert jede und jeden Einzelnen von uns desto mehr, je intensiver sie geschieht. Nehmen Sie nicht nur Ergebnisse zur Kenntnis, studieren Sie auch Quellen aller Art! Ich könnte mir Wochenendseminare vorstellen, in denen wir Ihnen zeigen könnten, wie das am fruchtbarsten gemacht werden kann.

Nicht alle Mitglieder eines Historischen Vereins werden dabei mittun können und wollen; viele werden eine eher passive Rolle spielen, aber doch durch ihr Interesse und ihre Beiträge an Geld und Zeit (auch an Zeit!) diese Aktivitäten fördern, ja erst ermöglichen.

Meine Zeit ist um, und ich habe gesagt, was mir am Herzen liegt. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie mir so lange zugehört haben, und wünsche uns allen eine große und fruchtbare Zukunft des 125 Jahre jungen Historischen Vereins Heilbronn.